Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine

Band: 18 (1936)

Heft: 15

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 10. April 1936 — Erscheint jeden Freitag — 18. Jahrgang. Nr. 15

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Winterthur

Inseraten-Annahme: Publicitas A.-G., Marktgasse 1, Winterthur, Telephon 21.844, sowie deren Filialen. Postcheck-Konto VIIIb 858
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur vorm. G. Binkert A.-G., Telephon 22.252. Postcheck-Konto VIIIb 58

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 13.50. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIIIb 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 90 Rp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Wochenchronik

Ausland.

An der Reaktion auf den **Hitlerschen Friedensplan** kann man ermessen, wie tief Hitler die Grundlage für einen solchen Plan, das Vertrauen, durch sein Vorgehen bereits untergraben hat. Der Plan könnte, wie ein englisches Blatt sagt, eine Erlösung bedeuten, wenn man ihm mit Vertrauen begegnen könnte, während Mißtrauen das gerade Gegenteil aus ihm heraus gelesen wird. Das zeigt sich an **Frankreich.** Es ist erbittert: Die Antwort auf die Vorschläge der Locarnomächte sei völlig negativ und der für Frankreich wichtigste und für Hitlers ehrliche Friedensabsichten beweisendste Punkt, die Frage der Rheinlandbefestigung, mit vielsagendem Stillschweigen einfach übergangen, während die unterschiedliche Bewertung der angebotenen Nichtangriffspakte (die westlichen mit Garantien, die östlichen ohne) darauf hindeute, daß Hitler sich den Rücken gegen Frankreich sichern wolle, um desto ungestörter gegen die östlichen Staaten vorgehen zu können. Frankreich fürchtet somit, der vorliegende Plan verfolge nur den Zweck, es von seinen Verbündeten im Osten zu trennen und ihm in der Stunde der Gefahr jede Hilfeleistung an jene zu verunmöglichen. Damit sei dem Pangermanismus Tür und Tor geöffnet, die kollektive Sicherheit zu Boden geschlagen und Europa in Gefahr, im Blut ertränkt zu werden. So reagiert Frankreich, muß ein Frankreich reagieren, dem Hitler noch vor kaum vier Wochen die Hände hinstreckte („wir wollen Freunde sein") und dem er auf dessen Frage, wie er das im Konkreten meine, nach ein paar Tagen auserbetener Bedenkzeit mit dem Bruch des Paktes und mit der Zerstörung seiner wesentlichsten Sicherheit antwortete!

Und trotzdem — es muß gewagt werden! Das ist die allgemeine Auffassung: in England, wo man die Sache ruhiger ansieht, wenn man sich auch der Bedenken nicht entschlagen kann, umso weniger, als es auch ihm bisher nicht gelang, Hitler in der Rheinlandbefestigungsfrage zu irgendwelchen beruhigenden Zugeständnissen zu bewegen; in Frankreich, das daran ist, einen Gegenfriedensplan auf der Basis des Völkerbundes und der kollektiven Sicherheit auszuarbeiten.

England, das Frankreichs Erbitterung zwar begreift, aber um jeden Preis verhüten möchte, daß es sich in seinem Mißtrauen verstehe, hat Frankreich und Belgien gegenüber eine Beruhigungsgeste getan: Es hat den sogenannten Garantiebrief, die schriftliche Bestätigung der in den Londoner Locarnovorbesprechungen als nicht erloschen erklärten englischen Garantieverpflichtungen (für die Uebergangszeit), an Frankreich und Belgien ausgehändigt und den Beginn der entsprechenden Generalstabsbesprechungen auf gleich nach Ostern angesetzt. Für diese Politik der Vermittlung hat sich Eden im Unterhaus letzten Montag ein überwältigendes Mehr geholt. Ein ebensolches aber auch für die englische Politik gegenüber **Italien.** Dieses hat ja den Krieg in Abessinien trotz seiner erklärten Bereitschaft zu Friedensverhandlungen nicht nur fortgesetzt, sondern mit allen Mitteln (Giftgasen) noch verstärkt. In England wurde das mit steigender Erbitterung verzeichnet. Eden drang deshalb darauf, daß das **Dreizehnerkomitee** in Genf unverzüglich heute Mittwoch zusammentrete. Anschließend wird ein Meinungsaustausch der Locarnomächte über Hitlers Antwort und Vorschläge stattfinden.

Gegen das letzte Woche vom österreichischen Bundestag erlassene Gesetz über die Bundesdienstpflicht hat die **Kleine Entente** in Wien als einen Bruch der Friedensverträge protestiert. Man kann leider Oesterreichs Vorgehen (sehr wahrscheinlich auf italienischen Ermunterung hin) nicht beschönigen, es ist ein Faktbruch, umso bedauerlicher, als Oesterreich auf dem Wege von Verhandlungen dieses Ziel wohl ebenfalls hätte erreichen können.

Von den neuen spanischen Cortes ist der bisherige — und erste — **Präsident** der **spanischen Republik**, Alcala Zamora, abgesetzt worden.

Das widerspruchsvolle Verhalten Japans bei der Beilegung der kürzlichen Grenzzwischenfälle zwischen der Mongolei und Mandschukuo verstärkt den Eindruck immer mehr, daß die Gefahr eines **russisch-japanischen Krieges** heute größer ist als je seit 1932, namentl. nachdem Rußland Mitte letzten Monats das schon seit 1934 bestehende Abkommen mit der äußern Mongolei durch ein ausdrückliches Protokoll im Sinne einer unbedingten Beistandspflicht (auch militärisch) bestätigt und präzisiert hat. Nicht nur Japan, sondern auch China protestiert dagegen.

Inland.

Die nächste Woche in Bern beginnende **Bundessession** wird uns Gelegenheit geben, unsere schweizerische Politik wieder etwas mehr in den Vordergrund zu rücken. Die Vorarbeiten für die Session sind abgeschlossen und das Arbeitsprogramm bereinigt. Zwar wird entgegen anderslautenden Meldungen weder die neue Wehrvorlage, noch das Entschuldungsprojekt für die Landwirtschaft, noch die — eben erschienene — umgearbeitete Vorlage betreffend wirtschaftliche Notmaßnahmen in dieser Session zur Behandlung kommen, doch sollen die entsprechenden Vorlagen und Botschaften so weit gefördert sein, daß sie den Räten zum Studium und zur Bestellung der entsprechenden Kommissionen zugestellt werden können.

Neue **Verordnungen** hat der Bundesrat erlassen zur Frage der vom Finanzprogramm geforderten Herabsetzung des Bundespersonals (jeder 10. austretende Beamte soll künftig nicht mehr ersetzt werden) und des passiven Luftschutzes, wo mit Gefängnis bis zu einem Jahr inskünftig diejenigen bestraft werden können, die sich weigern, ihnen übertragene Verrichtungen innerhalb der Luftschutzorganisationen zu übernehmen.

Die **Graubündnerabstimmung** hat ein Zweidrittelmehr für den Ausbau der bündnerischen Alpenstraßen ergeben. Es mag in diesem Zusammenhang interessieren, daß der Bau einer rechtsufrigen Walenseestraße durch die drei Kantone Zürich, St. Gallen, Graubünden — nachdem Glarus seine Nichtbeteiligung erklärt hat — mit Bundessubvention in nächste Verwirklichung rückt.

Die Direktionskommission der internationalen **Volkskunstausstellung**, die schon seit langem für 1939 in Bern geplant ist und für die schon weitgehende Vorarbeiten geleistet worden sind, ist mit Unterstützung des bernischen Regierungsrates beim Bundesrat wegen der ebenfalls für dieses Jahr in Zürich geplanten Landesausstellung vorstellig geworden. Zwei solche Ausstellungen im selben Jahr seien eine Unmöglichkeit. Es sei daher die eine, und zwar die Landesausstellung zu verschieben.

Ostern

„... weil wir an den glauben, welcher Jesus, unsern Herrn, auferweckt hat von den Toten...." Röm. 4,24.

Fragte einer der Zeitgenossen des Apostels Paulus ihn selber oder irgendein Glied der jungen christlichen Gemeinde: Was ist das für ein Gott, an den ihr glaubt? — dann bekam er — vielleicht verschieden in der Form des Ausdrucks, aber überraschend übereinstimmend im Inhalt — die Antwort: wir glauben an den Gott, der Jesus von den Toten auferweckt hat! — Dieser Gott wurde von den Aposteln verkündigt in der Predigt und im schriftlichen Zeugnis der apostolischen Briefe, die wir heute im Neuen Testamente lesen. Immer wieder begegnen wir durch diese Briefe hindurch dem Zeugnis des Gottes, der Jesus von den Toten auferweckt hat. (Gal. 1,1 I Thess. 1,10 u. a.). In diesem einen Satze ist der ganze christliche Glaube beschlossen wie der Kern in der Schale. So also steht es dann: daß der Glaube an die Auferstehung Jesu von den Toten nicht nur ein Anhängsel ist zu allem übrigen, was wir etwa von Jesus glauben oder halten möchten — ein Anhängsel, auf das wir auch verzichten können, wenn wir es mit unserer „rein geistigen" Gottesauffassung — für die ein solches Wunder wie eine Totenerweckung zu massiv ist — oder mit unserer naturwissenschaftlichen Erkenntnis nicht zusammenbringen können.

Für den christlichen Glauben ist die Auferstehung Jesu keine nebensächliche Angelegenheit, sondern der Mittelpunkt, das Herz, von dem alles andere erst Leben empfängt. „Ist Christus nicht auferweckt worden" — schreibt derselbe Apostel Paulus an die Korinther (I. K. 15,14) — „so ist ja unsere Predigt leer" — mit andern Worten: so ist auch alles andere, was wir von diesem Jesus verkünden, bloßes erbauliches Gerede, das nicht helfen, unsere Not nicht wirklich wenden kann — „leer auch euer Glaube". Für den christlichen Glauben muß das Bekenntnis unverrückt und ohne den kleinsten Abstrich in Geltung bleiben: „Wir glauben an den, der Jesus von den Toten auferweckt hat."

Was heißt das aber nun, daß wir es mit dem Gott zu tun haben, an den Gott glauben dürfen, der Jesus von den Toten auferweckt hat? Es heißt dies: daß allein dieser Gott uns wirklich helfen kann, helfen will, schon geholfen hat und dereinst — wenn seine Gedanken und Wege mit uns Menschen am Ziele sein werden — helfen wird in einer Art und Weise, die all unser Denken und Vorstellen, unsere kühnsten Erwartungen und Hoffnungen übersteigt. Die Auferstehung Jesu ist diese göttliche Kraft und Hilfe nur darum, weil ihr das Kreuz vorausgegangen ist. Ohne das Kreuz ist die Auferstehung Jesu ein bloßes Mirakel, nicht das Wunder Gottes schlechthin. In seinem Tode am Kreuz ist Gottes Sohn dahin getreten, wo wir alle ohne Ausnahme — Gebildete und Ungebildete, Weise und Toren, Große und Kleine, Reiche und Arme — zu finden sind: in dem Gefängnis der Sünde und des Todes. Aus Sünde und Tod vermag uns kein anderer Gott zu helfen als der, der selbst „in der Aehnlichkeit des sündlichen Fleisches" (Röm. 8,3) geworden ist, den Tod des Sünders auf sich genommen hat und aus Sünde und Tod siegreich auferstanden ist. Nun dürfen wir es glauben, daß es keinen Ort mehr gibt, weder im Himmel noch auf Erden noch außer der Erde, wo Gottes rettende Hand nicht hinreicht. Nun dürfen wir es dankbar bekennen: „Auch die Finsternis ist nicht finster für dich, die Nacht leuchtet wie der Tag." (Ps. 139,12.) Es gibt jetzt auch keine noch so verzweifelte und hoffnungslose Lage: seit jenem ersten Ostermorgen dürfen wir für nichts und niemanden mehr die Hoffnung aufgeben. Wir dürfen es nicht um dieses Gottes willen, der Jesus von den Toten auferweckt hat, der uns damit sagt: mein letztes Wort ist nicht Gericht und Strafe und ewiges Verderben, sondern Gnade, Vergebung der Schuld und ewiges Leben.

Es ist schwer zu sagen — weil es so leicht mißverstanden werden kann — und muß doch gesagt werden, in Furcht und Zittern gesagt werden im Blick auf das undurchdringliche Dunkel über unserer heutigen Welt: auch diese unsere Welt mit all ihrer Sinnlosigkeit und ihrem Grauen steht im Lichte des Ostermorgens, im Lichte des schöpferischen Wortes Gottes: „Siehe, ich mache alles neu." Wie und wann Gott dies schaffen wird, wissen wir nicht. Der Karfreitag, der Ostern vorausgeht, gibt uns die Möglichkeit, ernsthaft zu bedenken, daß auch unsere Welt durch eine Katastrophe hindurchgehen muß — die möglicherweise lauten kann: Untergang des Abendlandes — ehe es Ostern werden kann. Möchten wir da die Osterbotschaft hören: nicht Untergang, nicht Katastrophe ist das letzte Wort, sondern Neuschöpfung, Auferstehung von den Toten.

H. S.

Zwingli als Erzieher

Die Pestalozzifeier in Zürich, die am 190. Gedenktag der Geburt Pestalozzis stattfand, gewann eine kulturgeschichtliche interessante Note durch den Vortrag von Prof. Dr. Walther Gut über einen unserer Großen als den volkserzieherischen Vorläufer Pestalozzis, über „Zwingli als Erzieher". Eine Zusammenfassung wird im folgenden gegeben:

Im Jahre 1523 gab Zwingli ein „Lehrbüchlein" heraus darüber, wie „die Jünglinge guter Familien zu bilden" seien (mit denen wohl die Lateinschüler des Großmünsters, nach heutigen Begriffen etwa die Mittelschüler zu verstehen waren). Das Büchlein ist als Geschenk an seinen nachmaligen Stiefsohn Gerold Meyer von Knonau gedacht, diente aber dann als Grundlage der Umgestaltung des Unterrichts am Großmünsterstift. Nach der eben erfolgten kirchlichen Reformation bedurfte die protestantisch-christliche Gemeinde eines neuen Predigerstandes, dieser aber konnte nur mittels einer guten, den reformatorischen Gedanken angepaßten theologischen Schule herangebildet werden. Die Richtlinien dazu faßte Zwingli eben in dem Lehrbüchlein zusammen. Mit seinen drei Abschnitten: „Das Verhalten gegen Gott, gegen die eigene Person und gegen die Nebenmenschen" enthält das Werklein, wie ersichtlich ist, sowohl Anleitungen zur Erziehung anderer, wie zur Selbsterziehung.

Glaube und Gotteserkenntnis, Einswerden mit dem Sinn des Lebens: diese Errungenschaften sind für Zwingli das Ziel aller Erziehung. Was hilft, um dazu zu gelangen?" Einmal die Predigt, „das äußere Wort"; doch vermag sie nichts, wenn der Hörende nicht „inwendig erleuchtet wird". Hiezu wieder hilft die Anschauung dessen, was Gott geschaffen, vor allem sein großartiges Weltgebäude: wie dieses beständig ist inmitten alles vergänglichen Wesens, zeugt es von Gott. Und er, der es so zweckmäßig und schön erschaffen, wird dieses sein Werk auch nicht vernachlässigen. Gott ist nicht allein der Schöpfer der Welt, er ist auch der Vater derer, die an ihn glauben. Die Bibel beweist dies, besonders Christi Worte selbst. — Damit man stets in Verbindung mit Gott bleibe, erbitte man sich alles von ihm. Und indem man dies tut, wird man von selbst um nichts bitten, das die Verbindung mit Gott auflösen müßte, also etwas Unstatthaftes. Einen feinen Maßstab gibt Zwingli mit dem Hinweis, man solle Gott nur um das bitten, wofür man ihm danken könne. Welch sichere Bewahrung vor sittlicher Skrupellosigkeit! Das Leben im Vertrauen auf die Vorsehung Gottes ist nichts anderes als das christliche Leben in der Gegenwart Gottes, sagt Zwingli. Er verankert seine Gedanken völlig

Der Gottesgedanke hat sein tieferes Wesen darin, daß alle Mannigfaltigkeit und Gegensätze der Welt in ihm zur Einheit gelangen, er ist die Ausgleichung aller Fremdheiten und Unversöhntheiten des Seins: daher umschwebt ihn Friede, Sicherheit, allumfassender Reichtum.

Hofmannsthal

Hermine Schumowska

gest. 18. März 1936.

Sie war ein glücklicher Mensch! Schon hart mitgenommen von der Krankheit, sagte sie mit dem ihr eigenen strahlenden Ausdruck: „Solange ich meine guten Freunde und meine lieben Bücher habe, was kann mir da schon geschehen?" Einige Wochen später klang es gedrückter aus einem kurzen Brief: „Ich habe ihn noch, er ist noch da, der Humor, aber es fällt mir schwer, ihn zu bewahren." Bald darauf verschloß sie ihr Haus, den trauten „Sonnenwinkel" allen Fernerstehenden, kaum den nächsten Freunden noch Zutritt zu ihrem Schmerzenslager gewährend. Nun steht der „Sonnenwinkel" verwaist und aus dem Leben ihrer vielen Freunde ist eine wohltuende Wärme und köstliche Heiterkeit verschwunden.

Es ist ein glücklicher und Glück verbreitender Mensch dahin gegangen. Gewiß, die äußern Umstände und Verhältnisse waren ihr wohlgesinnt gewesen, unserer lieben Freundin, aber den Hauptquell ihrer Sonnigkeit trug sie in sich selbst. Wem ein so gewinnend liebenswürdiges Wesen, ein so warmes Herz, gevaart mit natürlicher Klugheit und großer intellektueller Begabung in die Wiege gelegt wurde, dem fallen Liebe und Freundschaft der Menschen zu.

Hermine Schumowska wurde im Jahre 1869 in Agram in Kroatien als Tochter des evangelisch-protestantischen Pfarrers geboren. Das aufgeweckte und begabte junge Mädchen beabsichtigte, nach erfolgter Reifeprüfung sich dem Studium der Kunst- und Literaturgeschichte hinzugeben. Das Schicksal hat diesen Weg durchkreuzt, aber ihr ganzes Leben lang hat sich Hermine Schumowska in diesen Wissenschaften weitergebildet und sich darin weit über dem Durchschnitt stehende Kenntnisse angeeignet.

Was man gemeinhin Zufall nennt, aber besser als Fügung bezeichnen würde, führte sie zur Bühne. Ihre empfundene und beschwingte Wiedergabe Grillparzer'scher Gedichte weckte die Aufmerksamkeit eines Schauspielers — damit hatte ihr Weg seine neue und wichtige Wendung gefunden. Früh war der Vater gestorben, nun widmete sich die Mutter liebevoll und verständnisvoll der Tochter und ihrer ungewöhnlichen Ausbildung.

Während sechs Jahren trat die junge temperamentvolle Künstlerin auf den Bühnen ihrer nähern und ferneren Heimat auf, dann öffnete sich ihr die deutsche Grenze; nach einer Spielzeit in Berlin kam sie 1899 nach Zürich. Lachend und mit ausdrucksvoller Mimik liebte sie es später oft, ihre Schwierigkeiten mit der deutschen Sprache, ihrem Kampf gegen die rollenden „Rrrrr" zu erzählen. Wer Hermine Schumowska, als junge, lebensprühende, anmutige Künstlerin auf unserer Bühne gesehen hat, der kann sie kaum von der dankbaren Rolle der Wirtin im „Weißen Rössel" trennen. Zwar fühlen wir uns fast etwas schuldbewußt, wenn wir diese Erinnerung wecken, empfand es unsere Freundin doch immer als leise Verkennung, wenn jedermann sie strahlend begrüßte: „Ach, aber die Wirtin im weißen Rössel!" Es lagen ihr aber nicht nur die jugendlich-schalkhaften Rollen, sie selbst sprach besonders gerne von ihrem Auftreten in Charakterstücken wie „Fuhrmann Henschel", oder in klassischen Stücken. Ihr Name gereichte der Zürcher-Bühne zur Zierde — er verschwand vom Theaterzettel schneller, als es das Zürcher-Publikum, als es die Künstlerin selbst gewünscht hätten.

Ein gastliches Privathaus öffnete der jungen erfolgreichen unterdessen verwaisten Künstlerin seine Türen, nicht um sie als Gast zu empfangen, sondern um ihr eine bleibende wohlbehütete Heimat zu gewähren. Die Künstlerin mag einen schweren Kampf gekämpft haben auf der Schwelle dieses Hauses: dort die mit Erfolg betretene Künstlerlaufbahn, hier das gesicherte Heim. Im Jahr 1903 trat Hermine Schumowska vom öffentlichen Leben zurück in den geborgenen Schatten des Familienlebens.

Aber ihr Geist war viel zu lebhaft, um am gesättigten Privat-Dasein Genüge zu finden. Die gesicherte Existenz ihrer Pflegeeltern erlaubte ihr, am geistigen und künstlerischen Leben Zürichs regen Anteil zu nehmen, erlaubte ihr, ihr Wissen auf jede Weise unendlich zu erweitern, zu bereichern. Dem Theater blieb sie treu mit Herz und Seele, unermüdlich in seinem Dienste wirkend, wenn es das verlangte. Als sie dann zum zweiten Male verwaist war, besaß Hermine Schumowska erst recht die Möglichkeit, dem Verlangen ihres liebevollen Herzens, ihrem Drang nach Tätigkeit, ihrem Unternehmungsgeist volle Genüge zu tun. Nach zwei Seiten gab sie sich rastlos aus: das gesellschaftliche, kulturelle Leben unserer Stadt in seiner schönsten Auswirkung nahm sie gefangen. Wo immer geistige Kreise sich auftaten, wo es galt, die Kunst zur Geltung zu bringen, sie zu unterstützen, zu feiern, war unsere Freundin dabei. Die andere Hälfte ihres Wirkens galt der Gemeinnützigkeit. Thalwil, seit Jahren ihre engere Heimat, weiß zu erzählen von ihrer Hingabe an verschiedene Werke. Bis in ihre letzten Tage sorgte sie sich um das Wohl ihrer alten Freunde der Stiftung Pro Senectute. Ihre werbende Kraft, ihr Organisationstalent, ihre glänzenden gesellschaftlichen Gaben aber stellte sie vor allem in den Dienst des Theaters, als Mitglied des Theatervereins, als Vorstand der Pensionskasse.

Den vielen, die ihr nahe stehen durften, aber wird Hermine Schumowska als Freundin in Erinnerung bleiben. Sie war ein „Freundschaftsgenie". In die verschiedensten Kreise aller Herren Länder, unter Künstler und Propheten, unter Sänger und Dichter, wie in die etwas steifen Bürgerhäuser unserer Städte trug sie ihr helles Freundschaftslämpchen und wo es hinstrahlte wurde es licht und behaglich. Sie beherrschte in hohem Maße die seltene Kunst der Konversation — hätte sie doch ein Büchlein darüber geschrieben! Als Mittelpunkt einer ganzen Gesellschaft verstand sie es, das Gespräch zu leiten, zu beleben ohne dabei zu dominieren. Aus härtestem Granit konnte sie noch Funken schlagen und den ungelenken unbegabten Mit-Gast zum muntern „causeur" verzaubern. Ist es da noch ein Wunder, daß sie, — um das Wort eines treuen Freundes zu wiederholen — „die meisteingeladene Frau Zürichs" war?

Aber ihre Freundschaft beschränkte sich wahrlich nicht auf gesellschaftliche Aeußerlichkeiten. Sie liebte ihre Freunde und handelte für sie. Das beweist noch in der letzten Zeit ihr Eintreten für einen jungen Künstler, an dessen Begabung sie glaubte und dessen Sich-Durchsetzen eine ihrer letzten großen Freuden bedeutete.

Die letzten Monate waren von Krankheit beschattet, die letzten Wochen von Leiden tief verhangen. Aber eine gnädige Hand hat den Vorhang schneller als zu befürchten war, über dieses schöne Leben gezogen, uns Draußenstehenden die wohltuende Erinnerung an einen außer und über dem Alltag stehenden Menschen als schönes Vermächtnis zurücklassend.

M. P.-U.

im Glauben. Der Mensch ist sündig, alles tut er aus Begierde und Leidenschaft; er sollte reinen Herzens sein und weiß, daß er es nicht ist und nie sein wird. Aber gerade über dieser schmerzlichen Erkenntnis geht ihm das Licht des Evangeliums auf: eben den sündigen, schwachen Menschen hat Christus erlöst, er ersetzt den Menschen Unvermögen und deshalb braucht der Mensch in seiner Anfechtung nicht zu verzweifeln, sondern kann, durch Christus, dennoch getrost sein. Und „es ist nicht die Gefahr dabei, daß solches Vertrauen auf Christus faul mache", im Gegenteil: wer Christus erfahren, den drängt es, andern Gutes zu tun und recht zu leben. Gott ist immer eine belebende Kraft.

Mit diesen Grundsätzen vom Verhalten des Menschen gegen Gott (die hier nur in großen Zügen wiedergegeben sind), hat Zwingli die reformatorisch-christliche Ethik begründet, eine Ethik, die pharisäische Gesetzlichkeit und Eigenstolz ausschließt, denn sie ist nichts anderes als ein fröhliches Weitergeben dessen, was Gott seinen Kindern gibt.

Damit das Verhalten gegen die eigene Person richtig sei, soll der Mensch fleißig das (durch die Reformation dem Volk in der Bibel freier, zugänglicher gemachte) Wort Gottes lesen. Ja, das Ideal Zwinglis ist es, daß jeder Volksgenosse das Alte und das Neue Testament in seinen Urtexten (Hebräisch, Griechisch) zu lesen und nach ihrem wahren Sinn zu erforschen vermöchte. Da dies aber nicht durchzuführen sein wird, sollen die, denen Sprachschulung möglich und gegeben ist, mit umso größerer Gewissenhaftigkeit die Hl. Schrift in den Ursprachen studieren und das daraus Gewonnene an die weniger Begünstigten weitergeben. In diesem Gedanken wurzeln die Keime, die in ihrer Auswirkung zur allgemeinen Volksbildung, dem erzieherischen Ziel Zwinglis, führen können. — Zwingli teilt mit den Humanisten die Freude an den Sprachen und den alten Autoren, aber er wertet sie anders als jene: nicht die Form und die Diktion sind ihm die Hauptsache, sondern der sittliche Gehalt der Werke der Antiken.

Zwingli erweist sich in seinen Aphorismen als ein feiner Psychologe, der die Tücken des jugendlichen Alters kennt und die jungen Leute in seinem Büchlein entsprechend unterweist. „Trinke nicht zu viel Wein, er macht das junge Leben wütend". Einfache, gesunde Kost aber ist empfehlenswert, jedoch auch nicht zu viel davon: Galen sei 120 Jahre alt geworden, weil er nie ganz satt vom Tische aufgestanden. — Beginnt der Jüngling zu lieben, so soll er ein ritterliches Gemüt beweisen. Erwählt er ein Mädchen, soll er ihr die Treue halten, unbefleckt und treu bis zur Ehe. Gier nach Geld ist eines christlichen Jünglings unwürdig, Gier nach Geld und Ruhm „hat viele blühende Städte umgebracht". Die Wurzel des Bösen liegt im Macht- und Geltungswillen.

Von den Spielen soll sich der Mensch nicht hinreißen lassen. Auch das Fechten soll nicht zu weit getrieben werden; für den Christen gilt ja der Grundsatz, daß er mit Waffen nichts zu tun haben solle, soweit dies ohne Gefahr für das eigene Vaterland angängig ist. (Zwingli bekämpfte bekanntlich das damalige Söldnerwesen). Jeder soll zu seinem Unterhalt ein Handwerk erlernen; verstände jeder ein solches, so würde der Müßiggang, die Wurzel und der Same alles Uebels, vertrieben. Die alten Marseillaner nahmen keinen in ihr Bürgerrecht auf, der nicht ein Handwerk auszuüben verstand. Gottes Segen ruht auf der Handarbeit.

Das Verhalten gegen andere. Sinn und Begründung des sozialen Handelns wird nicht in sozialen Nützlichkeitserwägungen gefunden, viel eher darin, daß sich der durch Christus erlöste Mensch nicht mehr sich selbst, sondern den andern gehört, mit seinen Tugenden den andern dienen soll.

Aus dieser Auffassung heraus schwebt Zwingli das Ideal der Volksbildung aus dem Evangelium heraus vor. In einem „gottgeehrten Volk" sollte jeder des Prophetenamtes walten können, (wohl: jeder selbst das Evangelium zu verkündigen vermögen). Jedoch sah Zwingli selbst die Unmöglichkeit der Erreichung eines solchen Zieles mit dem Volke ein und regte deshalb an, daß sich wenigstens die Gelehrten zu dem Zweck zusammenschließen sollen. In der Tat versammelten sich dann in Zürich jeden Morgen im Chor des Großmünsters die reformierten Geistlichen zur Bibellektion, zur Lesung aus der Vulgata (der lateinischen Bibelübersetzung aus den Ursprachen) und der Zwinglibibel, die ihnen von seinen Helfern ausgelegt wurde. Und was die Geistlichen so gewonnen, mußten sie, Zwinglis obenerwähntem Grundsatz gemäß, sogleich weitergeben: eine Stunde später erschien das Volk, und die gleichen Bibelstellen wurden ihm auf Grund des vorherigen Studiums durch die Geistlichen in der ihnen verständlichen deutschen Sprache erklärt.

So ist Zwingli für das Reformationszeitalter, das ein ganz frischer Anfang einer neuen geistigen Epoche war, in der das Volk umsomehr der Führung bedurfte und ein geschulter Predigerstand erst noch herangebildet werden mußte, zum Volkserzieher in seinem Wirkungsfeld geworden. Zum mindesten hat er schon die Richtung auf eine allgemeine Volksbildung eingeschlagen, zu dem Ideal, dem sich Pestalozzi dann zweieinhalb Jahrhunderte später als ein völlig hiezu Berufener mit seiner ganzen Persönlichkeit eingesetzt hat. hgf.

Katharina Sulzer-Neuffert

Es hat etwas ungemein Reizvolles, den Quellen nachzuspüren, aus denen außergewöhnliche Menschen Mut und Kraft schöpfen zu einem Wirken, das weit über ihre Generation hinausreicht. Bei Katharina Sulzer waren es Liebe und Frömmigkeit. Sie war keine berühmte Frau. Sie bezauberte weder durch hohe künstlerische Veranlagung, noch fesselte sie durch einen wissenschaftlich geschulten Verstand. Ihre Größe bestand darin, daß sie die echt weiblichen Eigenschaften der Liebe und des Opfersinns in einem seltenen Maße entwickelte und ein verhältnismäßig enges Dasein ganz ausfüllte als vortreffliche Gattin und Mutter. Schon ihre Erscheinung zeigt nicht einen interessanten, aber einen guten, treuen Menschen. Solche Frauen sind nicht Zuckerzeug, nach dem der Mund wässert, sie sind das gute, gesunde Brot.

Katharina Sulzer stammte aus dem bayrischen Städtchen Leutkirch. Sie war die älteste Tochter des angesehenen Apothekers Neuffert und verlebte mit zwei Schwestern eine wohlbehütete, frohe Jugend, bis ihr Vater durch Bürgschaft sein Vermögen verlor und die Mutter vor Kummer starb. Die Nachwehen der französischen Revolution erschütterten alle Länder. Was sollte in diesen schweren Zeiten mit den drei Töchtern geschehen? Rasch entschlossen nahmen die zwei ältern, Katharina und Elisabeth, Dienststellen an bei angesehenen Winterthurerfamilien. Im Frühjahr 1795 trat Katharina ihre Stelle an bei der originellen, beweglichen Hofrätin von Clais, deren übersprudelndes Wesen sie durch ihren Ernst vorzüglich ergänzte. Katharina verstand es, bei großer, innerer Selbstständigkeit wahrhaft zu dienen. Alle ihre Ansprüche traten zurück vor dem Wohl ihrer Herrschaft, und zwar bedeutete dies der jungen Tochter nicht Opfer, sondern es war ihr Selbstverständlichkeit. Sie war eine treue Magd und gelangte dadurch zu vorbildlichem Herrschen. In der trüben Franzosenzeit, bei der Pflege der Verwundeten, beim Wachen an Sterbebetten, beim Austeilen von Wohltaten zeigte sich so recht das lautere Gold ihres Herzens. In der höchsten Not und Gefahr streifte sie, wie alle großen Seelen, jede Mittelmäßigkeit von sich ab. Dankbar erinnerte sie sich bis ins hohe Alter jener dunkeln Tage, denn sie hatten ihr Menschentum gefördert, wie es Glück und Sorglosigkeit nie hätten tun können.

Im Hause des Hofrates lernte sie ihren Gatten, den Dreher und Messinggießer Jakob Sulzer kennen. Die große Achtung, die sie vor dem Charakter des um vier Jahre jüngern Mannes empfand, bewog sie zum Jawort. Aus dieser Achtung wuchs eine selten treue und reine Liebe empor. Katharina war nicht nur Gattin, sie war Gefährtin ihres Mannes. Sie brachte seiner Arbeit großes Interesse entgegen. Ihr kluger Rat war Sulzer sehr wertvoll. Mit ihm vertiefte sie sich in die Pläne und Zeichnungen des verstorbenen Vater Salomon Sulzer, die zur Hauptsache dem Problem des Eisengusses galten. Diese Arbeitsgemeinschaft hat viel zur Vorbildlichkeit der Sulzerschen Ehe beigetragen. Als Hausfrau war Katharina unermüdlich tätig; sie besorgte jede Arbeit selbst, verstand vorzüglich einzuteilen, war sparsam, ohne je die feine Grenze zwischen Geiz und Sparsamkeit zu überschreiten.

Das Bild Frau Sulzers wäre ganz unvollständig, wollten wir ihrer nicht noch als Erzieherin gedenken. Sie war eine wahrhaft fromme Frau; das christliche Sittengesetz lebte mächtig in ihr; es war noch nicht erstarrt zur unfruchtbaren, bürgerlichen Moral. Von sechs Kindern blieben Frau Sulzer nur zwei Söhne am Leben. In deren Erziehung richtete sie sich nach der Heiligen Schrift; sie ließ sich leiten von Liebe und Vernunft. Ihre Liebe gab den Kindern die Nestwärme, die sie zum Gedeihen nötig haben; ihre Vernunft wies die naturgebundene Liebe, die so oft überbordet und das Wohl des Kindes gefährdet, in ihre Schranken. Die Hausordnung war patriarchalisch, dem Willen des Vaters gehorchten Mutter und Söhne. Es war Frau Sulzer selbstverständlich, sich in den äußern Dingen des Lebens ihrem Manne unterzuordnen; wo es sich um Recht und Gewissen handelte, ging sie unbeirrbar ihren Weg, und Jakob Sulzer war ihrem Einfluß sehr zugänglich. In dieser Ehe konnten Mann und Frau aneinander wachsen. Den Söhnen wurde der Gehorsam leicht, weil sie vor dem arbeitsamen, untadeligen Leben der Eltern Achtung empfanden. Sie rechtfertigten das Vertrauen, das die gute Mutter in sie setzte. Nachdem sie am Gymnasium eine gute Allgemeinbildung erworben, traten sie beim Vater in eine äußerst strenge Lehre, die sie zu Männern heranzog, denen es unmöglich war, eine unvollkommene Arbeit aus den Händen zu geben. Schwer wird der Mutter der Abschied von den Söhnen, als sie als Gesellen in die Welt hinaus wandern, Jacques nach Frankreich, Salomon nach Deutschland. Die Briefe, die sie in den stillen Sonntagsstunden an ihre fernen Söhne schreibt, sind ein rührendes Zeugnis ihrer Liebe und hohen Gesinnung, würdig der Unsterblichkeit. Immer geht ihr Sinn aufs Ganze: in jedem Brief weckt sie das Verantwortlichkeitsgefühl; ihre Söhne sollen in jedem Menschen, der ihren Weg kreuzt, das Ebenbild Gottes ehren. Sie selbst empfindet die echt christliche Ehrfurcht vor allem Schwachen und Bedrängten; diese Ehrfurcht und der Wille zum Helfen sind ihr schönstes Vermächtnis an die Söhne.

Der Traum der Eltern, daß die Söhne nach beendigter Gesellenzeit mit dem Vater zusammen die erweiterte Gießhütte übernehmen möchten, ging nicht in Erfüllung. Jacques Sulzer kehrte mit hochfliegenden Plänen heim, er wollte mit fremdem Geld eine Fabrik bauen, zum Entsetzen des Vaters. Er war, als Kind eines neuen Jahrhunderts, der Ansicht, das Kapital müsse der Intelligenz dienen. Nach schweren Kämpfen, in denen die Mutter mit weisem Sinn und gütigem Herzen zwischen Vater und Sohn vermittelte, entschlossen sich die Eltern zu dem großen Opfer, das alte Haus und die Gießhütte zu verkaufen und damit ihr schlichtes Leben, das ganz ihrem Wesen entsprach, aufzugeben.

Die Familie Sulzer trat aus dem Handwerkerstand hinaus ins Unternehmertum. Im Winter 1834 wurde das große Wohnhaus vor dem Untertor bezogen und in der neuen Werkstatt der erste Eisenguß hergestellt; damit erfüllte sich der Traum dreier Generationen. Zugleich gründeten Jakob und Salomon die Firma: Gebrüder Sulzer. Die Eltern erlebten noch den ungeheuren Aufschwung des Unternehmens, er flößte ihnen fast Angst ein; wie denn Katharina in ihrem Herzen stets geheime Furcht empfand vor dem Reichtum; denn in ihrer Klugheit ahnte sie wohl dessen ungeheure Gefahr, die oft beste Herzenskräfte zerstört. Frau Sulzer war nun gichtkrank, an Stuhl und Bett gefesselt, blieb aber der geistige Mittelpunkt der Sulzerschen Familien. Die schmerzhafte Krankheit, die ihrer rastlos tätigen Natur doppelt schwer fallen mußte, nahm sie still ergeben aus Gottes Hand, ohne Klagen. Sie dachte und betete für alle, die ihren Lebenskreis betraten. Den Arbeitern, die sie am Anfang noch alle persönlich kannte, war sie eine Mutter, ihren Familien Beraterin. Wohltun war ihr Pflicht und Freude. Viel Schweres war ihr noch im Alter zu tragen auferlegt. Gott hat diese starke Natur nicht geschont. Wie oft mußte sie sich mit dem Tode auseinandersetzen? Großartig mutet uns die Bereitschaft dieser Frau an, Schmerzen auf sich zu nehmen und daran zu wachsen. Sie steht darin im Gegensatz zu uns modernen Menschen, die wir die geheimnisvollsten Mächte Werden und Sterben aus unserm Dasein auszuschalten suchen und damit die Fäden zerreißen, die uns mit der Ewigkeit verbinden.

Nach dem Tode des treuen Weggefährten, mit dem sie ein Leben voll Arbeit und Kampf eng verbunden, ward es einsam um die Greisin, trotz der Liebe ihrer Angehörigen. Bis zum Ende ist ihr Herz von Dankbarkeit erfüllt. Sie findet ihren Ausdruck in den rührenden Worten an ihren unheilbar erkrankten Sohn Salomon: „Der liebe Gott wolle dich und deinen lieben Bruder dafür segnen, was ihr an eurer alten, gebrechlichen Mutter getan. Er lasse euch an einen lieben Kindern die gleiche Freude erleben, wie ich sie gottlob an euch haben kann. Ich empfehle dich und die deinigen dem Schutze des Allmächtigen." Im Januar 1858 wurde Katharina Sulzer von ihren Leiden erlöst. Ihr reiches Leben sei uns heute noch Pfand, daß selbstlose Liebe alle dunkeln Gewalten des Lebens zu bezwingen vermag und keinem Wandel der Zeiten unterworfen ist. Lina Keller-Kägi.

Das Recht auf Arbeit

Daß die Zürcherinnen gut daran taten, sich am Frauentag (vergl. Nr. 14) zur Notwendigkeit der Frauenerwerbsarbeit zu bekennen, ist fraglos. In allen Kreisen und allen Ländern müssen die Frauen heute solches tun. Unabhängig von einander arbeiten auch in unserem Lande die verschiedensten Kreise für das gleiche Ziel. So hat vor wenigen Wochen in Basel eine öffentliche Kundgebung stattgefunden, die vom Frauenkomitee gegen Krieg und Fascismus und der Sozialistischen Frauengruppe veranstaltet war. Wir entnehmen einem Bericht darüber folgendes:

Frau Nora Gilomen-Hulliger, ehemalige Sekundarlehrerin und Zentralsekretärin der schweizerischen sozialistischen Frauengruppe, hielt ein Referat über das Thema „Das Recht der Frau auf Arbeit". Das Referat war durchaus sachlich gehalten und gut fundiert. Frau Gilomen führte aus, Arbeit gebe es genug für die Frauen, für die Landfrau in Haus und Hof, für die Stadtfrau in der Haushaltung. Das Recht zu arbeiten, mehr als 8 Stunden im Tage zu arbeiten, macht der Frau niemand streitig, nur gegen die bezahlte Erwerbsarbeit der Frau zieht man heute zu Felde, insbesondere gegen die sogenannten Doppelverdiener. Unter Doppelverdienertum versteht man solche Einkommen, die beide oder nur zum Teil aus Steuergeldern fließen.

Von den 4 Millionen Einwohnern der Schweiz stehen 2 Millionen im Erwerbsleben, ein Drittel davon, nämlich 600,000, sind Frauen. Davon ist über die Hälfte in der Landwirtschaft beschäftigt, weniger als 300,000 Frauen arbeiten im Handel, in der Industrie und im Gewerbe. Diese 300,000 Frauen stellen gewiß ein kleines Kontingent dar. Vor 50 Jahren betrug der Anteil der Frauen an der Erwerbsarbeit 33 Prozent; heute ist er auf 32 Prozent gesunken.

Die Angriffe gegen die Erwerbsarbeit der Frau sind namentlich deshalb möglich, weil die Frauen nicht organisiert sind. Wo eine gute Organisation besteht, ist es möglich, die Angriffe abzuwehren. Die englischen Frauen sollen sich gut und tapfer gegen die Angriffe auf die Frauenarbeit zur Wehr gesetzt haben. Als besonders gutes Beispiel wurde das Verhalten der belgischen Frauen erwähnt. Auch das belgische Parlament ging daran, Gesetze gegen die Erwerbsarbeit der Frau zu schaffen. Die belgischen Frauen schlossen sich aber, von der Rechten bis zur Linken, zu einer Einheitsfront zusammen. Die katholischen Frauengewerkschaften bildeten eine Front für sich, die aber dieselben Ziele erstrebte, wie die Einheitsfront der übrigen Frauen. Den belgischen Frauen ist es dank einer vorzüglichen Organisation gelungen, zu verhindern, daß eine Ausnahmegesetzgebung gegen das Recht der Frau auf Arbeit geschaffen wurde.

Nicht nur die jetzige, in der Erwerbsarbeit stehende Frauengeneration ist bedroht, sondern vor allem auch der Nachwuchs. Dadurch, daß man die Frau „ins Haus" zurückdrängt, macht man sie wirtschaftlich abhängig und schädigt sie intellektuell und moralisch.

Daß der Nachwuchs geschädigt ist, zeigte die Rednerin an zwei Beispielen. Da die Subventionen eingeschränkt werden sollen, erwägt man im Kanton Bern, die Fortbildungsschulen für die Mädchen, nicht aber für die Knaben, ausfallen zu lassen. Der Kanton Thurgau, der durch die Arbeitslosigkeit nicht so sehr in Mitleidenschaft gezogen ist wie ein ausgesprochener Stadt- oder Industriekanton, hat eine Verordnung erlassen, wonach jedes Jahr nur noch zwei weibliche Lehramtskandidaten ins Lehrerseminar aufgenommen werden dürfen, während die Anzahl der männlichen Kandidaten nicht beschränkt wird.

Frau Gilomen stellte sehr beachtenswerte Forderungen auf.

1. Die Frauen verlangen, daß sie sowohl im Bund wie in den Kantonen zu allen Kommissionen zugezogen werden, die Gesetze hinsichtlich der Frauenarbeit vorbereiten. Diese Forderung ist gerecht und billig. Sowohl im Bund

---

Pflanzerin in Afrika

Am Oldeani, Tanganyika Territory
25. Dez. 35.

Sehr geehrte Frau!

Im Jahre 29 haben Sie zwei Artikel von meiner Orientreise gebracht: Spitzenkunst in Nazareth und über die arabische Frau.

Nun bin ich wieder auf Reisen gegangen. Aber vollständig. Kabisa nennt man es hier.

Ich wohne auf dem Hochland Ostafrikas und ziehe kleine Bäume, welche die Pflanzer zur Aufforstung benötigen.

Ich lebe ganz für mich allein.

Nicht ganz allein. Ich habe einige brave schwarze Arbeiter, die mir helfen.

Ich fing sehr bald an, alles aufzuschreiben, was ich an kleinen Erlebnissen mit ihnen hatte. Meistens gleich hinterher und in Gebrächsform.

Ich lege Ihnen einige Proben ein und möchte fragen, ob Sie dieselben nicht in Ihrer Zeitung verwerten können.

Gerne würde ich Ihnen manchmal etwas schicken. Da eine hiesige Briefmarke Ihnen wenig nützen würde, so lege ich eine deutsche Marke ein. Ich habe gerade keine aus der Schweiz.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Margarethe Dehn-Schenkel.

Ich irrte mich. Der zweite Artikel hieß: Frauenleben in Palästina.

Der Anfang.

Nun wohne ich schon zwei Wochen in meiner Klause. In einem kleinen Steinhaus mit dicken, dicken Wänden wohne ich im Pori ganz allein. Mein Nachbar, er wohnt eine halbe Stunde weit weg, hat mir einen Neger geliehen. Es ist ein Kretin. „Du bekommst Schläge, wenn du nicht das Haus hütest. Du bekommst Schläge, wenn du nicht Wasser und Holz holst. Du bekommst Schläge, wenn du nicht die Mama hütest." So hatte der Nachbar zu ihm gesagt.

Der Dumme holte mir Wasser aus dem Fluß. Er holte mir halbe Baumstämme zum Kochen aus dem Pori. Er machte auch das Feuer an. Dann saß er vor der Küche in der Sonne und glotzte das Haus an. Das war das Hüten. In der Nacht schlief er in der Küche neben der warmen Asche und sein Haupt lag auf meinem Tablet. Eines Morgens war er verschwunden. Mein Küchenmesser auch.

Nun war ich erst wirklich allein. Es war sehr schön. Holz war noch da. Feuer war artig. Das Wasser trug ich in der Gießkanne vom Fluß herauf. Das Haus mußte sich selber hüten.

Es war etwas mühsam, allein zu sein.

Am Abend schleppte ich Gießkannen im Garten zu den Beeten. Da sagte eine Stimme: Jambo, Mama!

Ich blickte auf. Ein junger, hochgewachsener Moulu stand vor mir. Er war in ein sehr sauberes, rotviolet-gelb karriertes Tuch gehüllt. Mit der einen Hand stemmte er einen Speer gegen den Boden. Die andere hielt Bleistift und Heft.

Ich: Was willst du?
Er: Ich bin dein Boy!
Ich: Nun gut, du bist mein Boy.
Er: Was gibst du für Lohn?
Ich: Acht Shillings.
Er: Das ist wenig. Ich kann waschen, bügeln, kochen. Ich mache alle Boyarbeit.
Ich: Ich werde deine Arbeit ansehn. Wenn du gute Arbeit tust, bekommst du jeden Monat einen Shilling mehr. Du mußt aber auch im Garten helfen. Stimmst du zu?
Er: Ndio, mama.
Ich: Wann wirst du kommen?
Er: Morgen früh.
Schon war er im Weggehn, da rief ich ihm nach:
Wie heißt du?
Er: Das werde ich dir morgen früh sagen, Mama.
Frecher Hund, rief ich, aber er war schon um die Ecke.
Das war der Anfang mit We.

We holt Brennholz.

Am Montag morgen:
Ich: We.
We: Ndio, mama.
Ich: Wenn du fertig bist, den Boden im Haus zu gießen, so mache heute Stiele an das Gartengerät.
We: Aber Mama, sieh her! Es ist kein Brennholz da. Ich muß heute Kuni holen.
Am Dienstag mittag:
Ich: Wenn du fertig mit Ausruhn bist, dann fahre fort, den Stoff auf die Schattendächer zu spannen.
We: Aber Mama! Ich muß doch Kuni holen.
Donnerstag früh:
Ich: Wenn du die Küche sauber gemacht hast, dann putze den Hühnerstall.
We (lachend): Aber Mama! Wirklich, es ist kein Kuni da, ich muß Kuni holen.
Ich: Ich werde dir nachgehn mit dem Hund. Der Hund wird dich finden. Du wirst sicher im Pori schlafen.
Freitag mittag:
Ich: Nach dem Essen helfe Chosé beim Gießen.
We platzt heraus.
We: Aber Mama, ich muß doch . . . . .
Ich: Wenn du jetzt Kuni sagst, dann haue ich dich.
We nimmt das Beil und verschwindet lachend im Pori.

Auch mal . . . .

Ich lege ein Beet mit Crevillasamen aus.
Chosé kommt.
Er steht dabei.
Er schweigt und lächelt.
Dann bricht er sich einen Stab ab.
Er legt ihn auer über das Beet.
Dann steht er wieder da und lächelt.
Und schaut zu.
Dann streckt er mir die Hand hin.
Eine kleine Mulde ist seine Hand.
Ich lege Saat hinein.
Er zieht, wie ich fünf Rillen über das Beet.
Er streut Saat hinein.
Auch er streicht Erde darüber hin.
Er läßt den Stock als Grenze liegen.
„Mama, das sind meine Bäume!" „Kweli, Chosé".

Afrikanische Weihnacht.

Weihnachtsabend.
Still und dunkel ums Haus.
Dann ein plötzliches Aufleuchten durch die Fenster und Türritzen.
Endlich der fernherrollende Donner.
Ueber dem Tisch in der Ecke des Hauses hängen drei Cypressenzweige.

wie in den Kantonen ist es ganz selbstverständlich, daß sich die Kommissionen aus Vertretern solcher Kreise zusammensetzten, die von den in Betracht kommenden Gesetzesbestimmungen am meisten betroffen werden, also Sachverständige sind. Einzig Gesetze gegen die Erwerbsarbeit der Frau will man ohne das sachverständige Urteil der Frau ausarbeiten und erlassen.

2. Die Frauen verlangen genaue Erhebungen über Einsparung und Arbeitsbeschaffung, die durch das Zurückdrängen der Frau ermöglicht würden. Es war bisher nur üblich, alle Ressentimente gegen die Frauenarbeit loszulassen, ohne daß sachlich geprüft wurde, ob das Problem der Arbeitsbeschaffung durch die Verdrängung der Frau eine Lösung findet. Die Frauen machen geltend, daß die Verdrängung der Frau höchstens eine Verschiebung der Arbeitslosigkeit und eine Verelendung anderer Volksschichten bringen wird. In vielen Fällen wird an Stelle einer entlassenen Frau niemand mehr eingestellt. Immer wieder wird von Sachverständigen darauf hingewiesen, daß das Ansteigen der Arbeitslosigkeit in der Schweiz auf die Krise des Baugewerbes zurückzuführen ist. Im Baugewerbe werden aber gar keine Frauen beschäftigt.

3. Die Frauen müssen aufgeklärt werden und sich zusammenschließen.

Ein weiteres Referat zeigte an Beispielen, daß dort, wo Frauen und namentlich verheiratete Frauen aus dem Arbeitsprozeß verdrängt werden, keine Arbeitsmöglichkeit für Männer geschaffen wird. Ferner wurde in einzelnen Fällen ausgeführt, daß die Verdrängung der Frau für die Betroffene und ihre Familie eine wirtschaftliche Verarmung darstellt, daß somit der wirtschaftlichen Notlage keinerlei Abhilfe geschafft wird.

Nach Berichterstattung über die Arbeit des Komitees gegen Krieg und Fascismus wurde das Resultat der Tagung in einer Kundgebung niedergelegt.

Die am 9. Februar 1936 in Basel versammelten Vertreterinnen der verschiedenen Frauenorganisationen, einberufen vom Schweizer Frauenkomitee gegen Krieg und Fascismus, sind nach Anhören verschiedener Referate und Diskussionen zur Ueberzeugung gekommen, daß der Kampf gegen die Erwerbsarbeit der Frau — vor allem der verheirateten Frau — keinen merklichen Einfluß auf den Rückgang der Arbeitslosigkeit haben kann, wie allgemein angenommen wird. Gesetzliche Bestimmungen, die sich vor allem gegen die Erwerbstätigkeit der verheirateten Frau richten, wie sie in letzter Zeit in verschiedenen Kantonen verlangt wurden, stellen ganz entschieden eine Verletzung der demokratischen Grundsätze dar und beeinträchtigen die Existenzmöglichkeiten der Frau auf lange Sicht. Alle Rechtfertigungen und Begründungen für die Verdrängung der verheirateten Frau halten einer ernsthaften Prüfung nicht stand. Der Arbeitsmarkt wird nicht entlastet. Im Gegenteil: die Entlassung der Frauen ist oft ein Vorwand, um größere Arbeitsleistungen von den im Betriebe verbleibenden zu verlangen, da die entlassenen Frauen nicht oder nur teilweise durch andere Arbeitskräfte ersetzt werden.

Wir stellen fest, daß das Vorgehen gegen die Frauenarbeit der Ratlosigkeit der Krise gegenüber entspringt, die Volksmassen von den tatsächlichen Problemen ablenkt, die verschiedenen Berufskategorien gegeneinander ausspielt und Erbitterung zwischen Männern und Frauen schafft.

Darum darf das Recht auf Erwerbsarbeit den Frauen nicht geschmälert werden. Darum verlangen wir, daß Frauen zu den Kommissionen zugezogen werden, welche so schwerwiegende Eingriffe in die Rechte und Existenz der Frau beschließen und beantragen.

Wir richten einen Appell an alle Frauen, sich zusammenzuschließen, die errungenen Rechte zu verteidigen, und mit neuer Kraft die alte Forderung „gleicher Lohn für gleiche Leistung" zu erringen. —

Aufgabe der Schweizer Frauen wird es sein, sich zusammenzuschließen und gemeinsam gegen Ausnahmegesetze, die das natürliche Recht der Frau auf Erwerbsarbeit einschränken wollen, zu bekämpfen. Die Tagung war nicht parteipolitisch gefärbt; es wurde ausdrücklich betont, daß es sich nicht um das Programm irgend einer Partei, sondern um eine reine Frauensache handelt.

Dr. H. Bürgin-Kreis.

Quer durch Indien zum Frauenkongreß

Von Elisabeth Zellweger.

(Schluß.)

Kalkutta.

Und nun kommen wir am frühen Morgen in Kalkutta an. So ganz scheint es mit der Unterkunft nicht zu klappen. Es klappt nämlich sehr oft nicht in Indien. Endlich aber finden wir uns doch in einem Auto, das uns bei unsern Gastgebern, einem Hinduarzt, absetzt. Wir haben es aber sehr eilig, denn um 1 Uhr sind wir bereits beim Gouverneur erwartet, und vorher müssen wir uns noch zurecht machen, man fühlt sich unendlich schmutzig und zerknittert nach 14 Tagen Reise, während der die Nächte oft im Zug verbracht wurden.

Am Nachmittag soll der Kongreß feierlich eröffnet werden durch die Maharani von Baroda, die, trotzdem die Festlichkeiten im eigenen Lande kaum zu Ende sind, doch gekommen ist. Ueber die Verhandlungen wird an anderer Stelle berichtet werden. Wir haben vor allem eins gesehen, daß die indischen Frauen in den letzten zehn Jahren, seit der Bund indischer Frauenvereine gegründet wurde, unendlich viel gearbeitet haben und daß sie vielfach sehr gute Referate lieferten, nur waren manche sehr schüchtern im Reden und hatten keine weittragenden Stimmen, was sich in dem großen Lokale unerfreulich auswirkte. Für die Diskussionen blieb wenig Zeit, was schade war, weil wir manche Frage auf dem Herzen hatten. Vielleicht auch hatte es sein Gutes, denn sobald diskutiert wurde, zeigten sich die Gegensätze zwischen Hindus und Mohammedanern, die alle Arbeit so sehr erschweren.

Natürlich will man uns auch etwas von den sozialen Einrichtungen zeigen, dazu wird der Samstagnachmittag benützt. Wir wählen unter dem Gebotenen ein Kinderheim und ein Witwenheim. Die vielen jungen Frauen des Witwenheims in den schmucklosen weißen Saris tun einem unendlich leid, wenn man bedenkt, daß ihr Leben, ehe es wirklich gelebt wurde, eigentlich schon aufgehört hat, denn es ist ihnen jegliches Vergnügen, jegliche Teilnahme am Leben der Welt untersagt. Man versucht hier, ihnen eine Ausbildung zu geben, die es ihnen ermöglicht, in einem Dorfe Lehrerin zu werden, oder sonst irgendwie ihr Leben zu verdienen, aber sie werden sich immer irgendwie als Ausgestoßene fühlen. Manche Witwen emanzipieren sich ja heute. Die Sekretärin des Bundes, auch eine Witwe, trägt Saris wie andere Leute. Aber viele seufzen auch heute noch unter der Verfemung der Witwe.

Die eigentlichen Festlichkeiten, die zu unsern Ehren geplant waren, mußten der Landestrauer wegen abgesagt werden. Der Frauenbund offerierte uns aber am Sonntagnachmittag eine Bootfahrt auf dem Ganges, bei der Gelegenheit geboten wurde, miteinander zu reden und sich ein bißchen näher kennen zu lernen, was bei den Verhandlungen unmöglich war.

Etwas komisch mutete uns der Empfang durch die Stadt Kalkutta an. Die braunen Stadtväter, eingezwängt in feierlich schwarze Redingotes, gaben sich redlich Mühe, uns zu unterhalten, sozusagen im Schweiße ihres Angesichtes machten sie Konversation und versorgten uns mit Tee und den indischen Süßigkeiten und gepfefferten Dingen, die für mich der Schrecken jeder Einladung waren, denn höflicherweise durfte man sie nicht ablehnen.

Agra und Delhi.

Und dann fanden wir uns an einem Abend wieder auf dem Bahnhof. Noch sollten wir viel Interessantes sehen. Vor allem freuten wir uns auf Agra und den Taj Mahal, jenes wunderbare Grabmal, das Schah Jehan, der Mohammedanerfürst, einst im 17. Jahrhundert seiner geliebten Frau errichtet hatte. Man darf es wohl mit Fug und Recht das schönste Grabmal nennen, das je eine Frau erhielt. Sie liegt darin nicht allein begraben, auch der Erbauer fand darin seine letzte Ruhestätte, nachdem er jahrelang als Gefangener seines Sohnes im Fort von Agra eingekerkert gewesen war, betreut von seiner Tochter Jehanara.

Schah Jehan war ein großer Herrscher und Erbauer von Denkmälern. Auch das Fort von Delhi ist seine Schöpfung. Leider haben wir nur wenig Zeit dafür, denn in Delhi müssen wir uns wieder auf unsere Pflichten besinnen, nämlich darauf, daß wir im Dienste der Frauenbewegung und als Delegation hier sind. Der Frauenbund Delhi hat eine Zusammenkunft arrangiert im Saale des Gebäudes des Christlichen Vereins junger Männer. Dieser ist gesteckt voll, auch viele Männer sind gekommen, um zu hören, was die europäischen Frauen zu sagen haben. Aber alle unsere Beredsamkeit wird weit in den Schatten gestellt von der Frau, die die Zusammenkunft präsidiert. Frau Naidu, der großen Dichterin und Frauenführerin, die mit hinreißendem Schwung von den Aufgaben der Frauen spricht. Frau Naidu ist es auch, die uns veranlaßt, die Delhi Cloth Mills, eine riesige Baumwollspinnerei und -weberei zu besuchen, die von einem Anhänger Ghandis geführt wird und einen Musterbetrieb darstellt, in welchem die Arbeiter alles nur Erdenkliche an Wohlfahrtseinrichtungen besitzen. Mit berechtigtem Stolz führt uns der Besitzer durch den Betrieb, zeigt uns das Gratisspital, die Sportsplätze, die Buben- und die Mädchenschule, die Bibliothek und das Theater.

Eine Stunde später sind wir zum Vizekönig zum Mittagessen eingeladen. Sein Palast ist von unerhörter Pracht. Zahllose Diener bedienen uns und nach dem Essen führen uns Lord und Lady Willingdon durch den Palast, den sie mit sichtlichem Vergnügen zeigen. Da kann man nicht umhin, an jene Menschen zu denken, die um geringen Lohn täglich viele Stunden in ungesunder Luft arbeiten, und die großen sozialen Unterschiede Indiens machen sich einem wieder einmal bemerkbar.

Jaipur.

Unsere Reise durch Indien schließt mit einem Aufenthalt im Eingeborenenstaat Jaipur. Hier sahen wir nun noch einmal das, was man sich so allgemein unter Indien vorstellt, einen Maharadscha-Palast, mit ungeheuren Gärten, mit einem See, in dem Krokodile gehalten werden, mit Springbrunnen und Lotosblumen, mit Tempeln und Audienzhallen.

Der Maharadscha selbst wohnt in einem andern Palast, der hoch auf dem Berge liegt, aber eine seiner Frauen wohnt hier, da sie sich mit der andern nicht verträgt. Von Jaipur aus besuchen wir die verlassene Stadt Amber, und kommen nun noch zu einem Elephantenritt. Wilde Pfauen huschen umher, Affen und Papageien wiegen sich in den Bäumen. Indien, das Land der Märchen, wird uns hier noch einmal gezeigt. In den Straßen der Stadt sieht man keine Weißen, nur malerische, bunte Gestalten des Ostens.

Das ist der letzte Eindruck, den wir mitnehmen, wir haben nun das mohammedanische, das kaiserliche und das Indien der Hindu gesehen. Nicht daß wir uns einbildeten, wir wüßten nun gründlich Bescheid, aber wir glauben doch einen guten Einblick gewonnen zu haben, in dieses merkwürdige, wunderbare, geheimnisvolle Land. Und wir glauben auch neue Bande geknüpft zu haben, zwischen Frauen aus Westen und Osten, Bande, die hoffentlich nicht sobald wieder zerreißen werden, sondern immer haltbarer werden zum Nutzen unserer Arbeit für die Frauen der ganzen Welt.

Sport

Eine Berner Automobilistin hat die

Internationale Prüfungsfahrt für Damen

mitgemacht. Ohne daß sie es sagt, merken wir, wie viel Konzentration und Ausdauer für solche Fahrt nötig ist. Sie schreibt uns darüber:

Zum 8. Rallye féminin
Paris-St. Raphael par Vichy
2.—10. März.

War Freund Petrus letztes Jahr punkto Wetter von allen guten Geistern verlassen, so schien er dieses Jahr, meiner zweiten Teilnahme am Rallye, gnädiger gestimmt zu sein.

Am 1. März startete Fiat 1500, Be 10080, morgens 5 Uhr bei sternenklarem Himmel zur internationalen Prüfungsfahrt für Damen. Ueber Murten — Orbe — Ballaigues — Pontarlier — Dijon — Troyes — Paris ging die Fahrt. Der Jura war schneefrei. Bei Tagesanbruch erreichen wir Pontarlier und mit Schneeluft empfängt uns Frankreich. Zusehends wird es grauer und vor Salins les Bains befinden wir uns in winterlichstem Schneesturm. Die Strassen sind stark vereist. Dessenungeachtet (wir vergleichen mit letztem Jahr) läuft Fiat 1500 unbekümmert seines Weges; seine Straßenhaltung ist mustergültig. Dijon begrüßt uns mit Regen. Nach kurzem Halt daselbst fahren wir ca. 11 Uhr weiter und erreichen um 14 Uhr wohlbehalten Paris. Wir wohnen, alter Gewohnheit gemäß, im „Pavillon", Nähe Porte St. Denis. Alles ist uns so vertraut, trotz — 360 Tage Zeitspanne des Abwesendseins.

Montag, 2. März: Abnahme und Plombierung der Wagen in Cachan, rue Bagneux. Pünktlich melden wir uns. Comte C. de Rohan-Chabot, Präf. des A. C. du Var und Organisator der Veranstaltung, Herr Philippe, Dir. de la Course, Herr Anfry, Secrét. général, empfangen uns. Ein Wagen gesellt sich zum andern. Fiat 1500 wird reichlich bestaunt, denn dieses Modell ist bis heute in Frankreich unbekannt. 8 CV, 6 Cyl., Mod. 1936 wiederholten wir unzähligemale. Delahaye, Bugatti, Amilcar, Citroen, M G., Singer, Lancia, Licorne, Hotchkiß, Renault, Ford etc. sind vertreten, alles neue und schnelle Wagen. Plötzlich erspähe ich eine Genfer Nr. Balilla Sport. Eingedenk der Photographen, die möglichst naturgetreue und originelle Bilder haben möchten, „beherrsche" ich mich! — Die Ueberraschung war groß; ich erkundige mich nach meiner Landsmännin. Mme. Quedellot ist aber Französin.

Dienstag, 3. März: 8.30 Uhr, Autodrome Montlhéry, ca. 40 Kilometer Richtung Orléans. Das 500 Meter Flachrennen von Marseille wurde im letzten Momente auf die Pariser-Rennbahn verlegt. Die Resultate werden jedoch erst in Marseille bekanntgegeben. Anschließend offizieller Empfang und Begrüßung der Konkurrentinnen in den Klubräumen des A. C. Ile de France. Mit guten Wünschen verlassen wir 11.50 Uhr Paris zum Startort Orly, Vieille Poste. Punkt 13 Uhr gibt Herr Anfry das Zeichen zum Start. — Fontainebleau — Nevers, 221 Kilometer. — Außerhalb Fontainebleau beginnt es zu regnen. Gut, etwas müde, erreichen wir alle Nevers. Wagenpark en plein air. Ein freundlicher Empfang wird uns durch den dortigen A. C. zuteil.

Mittwoch, 4. März: 7.30 Uhr départ nach Pougues zur Kilometer-Bergprüfungsfahrt. Naßkalt, grau und neblig ist der Morgen, „glitschig und ungfreut" sind die Straßen. Sämtliche Wagen werden gewogen, die Zeit vergeht, auch bessert sich das Wetter mittlerweile und um 10.30 Uhr ist die Fahrbahn direkt ideal. Die Straße ist für uns gesperrt. Ohne Unfall verläuft diese Course de vitesse und beim Mittagessen in Nevers werden die Resultate bekanntgegeben. Die beste Tageszeit fährt Mme. Schell auf Delahaye mit 43 Sek., die beiden Fiat stellen sich an zweiter Stelle der ersten und zweiten Kategorie. Wir freuen uns an diesem Erfolg. 14.30 Uhr Start nach Vichy. Die Route ist uns vom letzten Jahre her noch bekannt. Bei der Kontrolle in Vichy werden die ersten Motordefekte gemeldet. Beim offiziellen Empfang erhalten wir die Instruktionen für den kommenden Tag.

Donnerstag, 5. März: Vichy—Clermont Ferrand — Thiers — Lyon, 240 Kilometer. Wetter und Straße sind gut. Die zweite Halb-Etappe Thiers — Boen — Feurs ist äußerst kurvenreich, mit teilweise nennenswerter Steigung. Kontrolle Lyon ist Demie-Lune. En caravane geht es zur Stadt, Parc en plein air. Wir decken die Wagen gut, denn es beginnt wieder zu regnen. Die Fahrt durch Lyon ist sehr ermüdend, ich finde große Aehnlichkeit mit Marseille! Empfang in den A. C.-Räumen. Reden werden gewechselt. Lyon hat Messe-Eröffnung und ist festlich beleuchtet.

Freitag, 6. März: 7.30 Uhr, Start nach Orange — Abignon, Aixen Provence — Septêmes Kontrolle (Marseille). Die Rhonetalstraßen, teils schnurgerade, „gluschten" enorm für Tempo. 150, 140, 120, 100 wird gefahren. Die guten Ratschläge von zu Hause befolgend, hält Fiat 1500 sein Bernertempo bei. Eine halbe Stunde vor Kontroll-Eröffnung erreichen auch wir Marseille. Mistral empfängt uns. An der Kontrolle werden weitere Motordefekte gemeldet. La culasse! Einige Wagen scheiden sogar aus. Parkplatz ist Citroen-Garage, deren Direktion

Bei **Erkältungskrankheiten**

leichten Affektionen der Atmungsorgane sind »Silphoscaline«-Tabletten bewährt. Lebhafte Schutzzellenbildung im Blute, erhöhte Widerstandskraft des Körpers gegen Infektion, schleimlösend, appetitsteigernd, hustenmildernd, schlafverbessernd. Aerzte empfehlen darum »Silphoscaline«. Es ist wirksam und unschädlich. 80 Tabletten Fr. 4.—, in allen Apotheken, wo nicht, dann (c2526

Apotheke E. Streuli & Co., Uznach (St. Gallen)

Verlangen Sie von der Apotheke kostenlos und unverbindlich Zusendung der interessanten Aufklärungsschrift.

P 34K

Zu einem Dreieck sind sie verbunden.
Zwölf Kerzen habe ich hineingesteckt.
Chosé bringt das Abendessen herein.
Ch. Mama!
Ma. Ndio, Chosé!
Ch. Zündest du wirklich nachher alle die vielen Lichter an?
Ma. Kweli!
Ch. Rufst du uns dann auch ganz sicher?
Ma. Ganz sicher.
Ch. Dies heißt auf Kifuaheli „mshumacha", nicht „la'a".
Ma. „Mshuma'a."
Ch. „Mshuma'a."
Chosé geht mit der Laterne zur Küche zurück.
Ich lasse mir Zeit.
Der Tisch ist frisch gedeckt.
Ich esse Kartoffelsalat und gekochtes Fleisch.
Es liegt in einer herrlichen Fleischbrühe.
Es ist, wie immer zu hart.
Aber rechts und links, da sitzt bei mir ein schwarzes Katz und streicht seinen Kopf ab und zu mal an meinen Ellbogen.
Das Fleisch wandert peu à peu vom Teller ins Katzschüsselchen.
Beauemer so.
Dann Kakao und Hefenkuchen mit Butter.
Ich decke ab.
Nur das Tischtuch bleibt.
Ich hole aus dem Koffer drei leere Zigarettenschachteln.
Unten hinein lege ich in jede einen Bodenbelag von 20 Zigaretten.
Ich zähle genau und mehrmals.
Es darf nicht zu viel sein, aber auch keine fehlen.
Ich decke mit zwei Papierstreifen ab.

Darauf kommt ein Stück Seife, eine Schachtel Streichhölzer, 1 Endchen Bleistift, sechs Rasierklingen, Faden, drei dicke Nadeln und ein Hamburger Lebkuchen.
Die Schachtel wird zugemacht.
Neben jede Schachtel lege ich ein großes Stück von dem gelben, ungereinigten Negerzucker.
Er schmeckt kandishaft und etwas unbestimmt schmutzig.
In die Mitte des Tisches stelle ich eine verzierte Kürbisschale voll mit Maiskörnern.
Symbol dieses Landes.
Dann zünde ich die Kerzen an und lösche die Lampe.
Ich gehe hinaus und schließe die Fenster.
Der Wind des fernen Gewitters strömt durch das Dach und nimmt mir die kleine Kerzenflamme wieder und wieder mit.
Ich schaue durchs Fenster in mein Zimmer hinein.
Es ist romantisch, abenteuermäßig, wildwesthaft, was ich da sehe.
Aber es ist Weihnacht da drinnen.
Die Schwarzen haben mich von der Küche her beobachtet.
Sie warteten.
Nun kommen sie.
Auch sie schauen erst durchs Fenster.
Auch der weiße Brustfstern der Katze drückt sich gegen die Scheibe.
Ma. So kommt doch näher! Tretet ein!
Leute: O! Eee! Wirklich, alle Kerzen brennen!
Ch. Viele, viele Kerzen!
Mayo. Ich habe es schon mal gesehen.
Ma. Wo?
Mayo. Bei Bwana Oskar.

Handu. Ich sah es auch schon in der Mission in Mbulu. Aber es war dort ein Baum, ein hoher Baum, Ceberi, mit vielen Lichtern.
Ma. Und du, Chosé?
Ch. Hapana, mama.
Handu. Aus was sind die Kerzen gemacht?
Ma. Man macht sie aus dem Fett, aus dem die Bienen ihre Häuser bauen.
Ch. Warum brennt es?
Ma. Es ist ein Faden darin. Ein kleiner Docht, wie in der Lampe. Daran brennt es.
Ch. Wir kaufen in Mbulu auch manchmal eine Kerze. Aber sie ist groß, wie die Kerze neben deiner Kitande.
Ma. Was macht Ihr damit?
Ch. Wir stellen sie ins Haus und zünden sie an und tanzen dann.
Handu. Haben alle Leute in Ulaya solche Kerzen?
Ma. Jetzt haben alle Leute in Ulaya Bäume mit Kerzen in ihren Häusern.
Ch. Was für Bäume?
Ma. Seht her, hier habe ich den Zweig einer deutschen Ceberi.
Ch. Hier gibt es diesen Baum nicht.
Ma. Nein, es ist zu warm hier. Ich werde ihn anzünden. — Riecht Ihr es?
Leute. Ndio, mama.
Ma. So riecht es jetzt in den Häusern in Ulaya. In jedem Hause riecht es so.
Handu. Sind in Ulaya alle Menschen Christen?
Ma. Ja, alle. Wißt Ihr auch, was für ein Fest das ist?
Handu. Ja, es ist Noeli.
Ma. Warum feiern denn die Christen Noeli?
Handu. Sijui. (Er war Missionsschüler!)
Ma. Vor langer, langer Zeit (za mi kabisa) ist Criste zu den Menschen gekommen als kleines Kind. Er wurde geboren. Diesen Tag feiern wir jedes Jahr.
Handu. Ndio, mama. Die eine Kerze will fallen. Sie hat Tropfen.
Ma. Es tut nichts. Hier sind Geschenke für Euch. Und da ist auch Mais für Eure Shamba. Ihr könnt ihn morgen pflanzen. Ich gebe Euch ganz frei und schreibe Euch den Tag an. Nur, wenn Heuschrecken kommen, dann müßt Ihr hüten.
Handu. Ndio mama. Und was übrig bleibt vom Mais, das bringen wir dir wieder.
Sie gingen.
Der Regen fiel.
Ich hörte die Neger bei ihrem Fleischtopf in der Küche tanzen.
Ich setzte mich weit weg von meinem Kerzentisch in den leeren Raum auf eine Delebe. Ich mußte hell auflachen. Es war genau so, wie man sich in Ulaya ein afrikanisches Weihnachten vorstellt. Direkt sentimental genau so.
Das Gebälke des Grasbaches, angeleuchtet von den Kerzen.
Die graue, rauhe Steinwand.
Die paar Kisten statt Möbel.
Die leichte Unaufgeräumtheit eines Geschenktisches.
Der rote, leere Erdboden um mich.
Und draußen der strömende Gottessegen, unser aller Geschenk.
Kein Löwengebrüll. Dieses nicht. Aber Regen.

Inserate sind frühzeitig aufzugeben

uns in aufmerksamer Weise mit Blumen begrüßt. 20 Uhr sind wir Gäste des A. C. Marseille. Diner mit Ball und anschließender Bekanntgabe der Monthléry-Resultate. In launiger und herzlicher Art werden Reden gewechselt.

Samstag, 7. März: Marseille — Bandol (Halb-Etappe) — Toulon, 77 Kilometer. Mit unverminderter Kraft bläst der Mistral. Wind und Sonne kämpfen um die Wette. An der Kontrollstelle Bandol begrüßt man uns wiederum mit Blumen. Ueberall begegnen wir der selben Aufmerksamkeit und Freundlichkeit. 14.30 Uhr Start nach Toulon. Diese 20 Kilometer zählen schon gar nicht mehr. Parc fermé en plein air. 18 Uhr offizieller Empfang in der Mairie. 20 Uhr Bankett mit anschließendem Ball in den Räumen des A. C. du Var.

Sonntag, 8. März: Toulon — Brignoles (Kontrolle) — Dragignan (Kontrolle) — St. Raphael. 143 Kilometer. Auf ränkereicher Straße geht es Richtung Solliés Pont — la Roquebrusanne — Brignoles zu, über Le Luc — Vidauban nach Dragignan und gegen 12 Uhr erreichen wir St. Raphael. Blumen, überall Blumen. Tiefblau ist Himmel und Meer. Selbst der Mistral hat sich verzogen. 15 Uhr ist Schlußprüfung. 60 Meter sind in kürzester Frist auf 4 Meter breiter Bahn zu durchfahren, Wagen rückwärts wenden, den Zielstrich vorwärts mit allen 4 Rädern zu überfahren und scharf anhalten. Wer die weißen Zielstriche streift oder überfährt, holt sich Strafpunkte. Zum letztenmal 5—4—3—2—1 — partez! Mit 23½ Sekunden löst Fiat 1500 seine Aufgabe, wandelt ungestraft unter Palmen und klassiert sich als 3. ihrer Kategorie. Die beste Tageszeit fuhr Miß Ustburh auf Singer und Frl. Lamberjack ex-aequo auf Hotchkiß. Von 39 Wagen kamen 28 ans Ziel.

Montag, 9. März: 10 Uhr Rendez-vous in den Klub-Räumen des A. C. in Cannes: Apéritifs, Blumen und Reden, auch der unvermeidliche Photograph ist da. Nachmittags Concours d'élégance der Wagen. Die Jury hat gewiß nicht leicht. Form und Linie, komfortable und hübsche Innenausstattung, zweckmäßige Anordnung des Koffers und der Werkzeuge, sichern Fiat 1500 den „Prix spécial du Journal" und eine Ehren-Plakette. Im Kasino des Embassadeurs sind wir zum Tee zu Gast — noch einen Seitensprung nach Nizza und wohlbehalten erreichen wir St. Raphael nach phantastisch schöner Mondscheinfahrt.

Dienstag, 10. März: 11 Uhr. Rendez-vous in Agay, einem wundervollen Flecken Erde, längs der Küste, östlich von St. Raphael. Diesmal sind wir Gäste des dortigen Hotelier-Vereins. Aufmerksamkeiten ohne Ende. Mit einem großen Veilchenstrauß überreicht uns Paris-Var eine sehr hübsche Erinnerungs-Medaille. 15 Uhr erwartet uns der A. C. St. Raphael zur Einweihung seiner neuen Lokale — 17 Uhr Tee im Kasino und 20 Uhr daselbst Schlußball mit Preisverteilung. Reden, Worte des Dankes hier und dort beschließen das 8. Rallye féminin, das auch dieses Jahr als äußerst gelungen und ohne jeden Unfall verlaufen ist.

Dem Organisationskomitee sowie sämtlichen unermüdlichen Mithelfern und Gönnern möchte auch ich als Vertreterin des Schweiz. Damen-Automobilklub nochmals meinen herzlichsten Dank aussprechen für die große Sympathie, die uns überall erwiesen wurde.

Mittwoch, 11. März: Um 9 Uhr verlassen wir Cannes über Grasse — Castellane — Lus la Croix Haute — Grenoble — Aix les Bains und erreichen um 20 Uhr Genf.

Lausanne wählen wir zum ersten längern Aufenthalt des Tages, und gegen Mitternacht erreichen wir wohlbehalten Bern. —

Obs zum 9. Rallye wohl zu einer Schweizer Equipe reicht? Ich möchte dies meinen Klubmitgliedern sehr empfehlen; eine Teilnahme ist äußerst lehrreich und von meinen gemachten Erfahrungen ließe ich so gerne alle profitieren! Also — — A. G.

Vom Wirken unserer Vereine

Die Frauenzentrale St. Gallen

hielt Ende Februar ihre 22. Hauptversammlung ab. Dem Jahresbericht der Präsidentin, Frau Mettler-Specker, entnehmen wir über die Tätigkeit des Vereins folgendes:

Den hauswirtschaftlichen Fragen wurde durch Abhaltung von Einführungskursen in den Hausdienst in Sargans und Rorschach, von Haushaltungskursen auf dem Hirschberg und durch Vorträge und Besprechungen über einen Rahmendienstvertrag und die Haushaltlehre große Aufmerksamkeit geschenkt. Einen Beitrag zur Frauenbildung stellten die gemeinsam mit der Arbeitsgemeinschaft „Frau und Demokratie" und der Union für Frauenbestrebungen veranstalteten Vorträge über die historische Entwicklung der Schweiz dar, gehalten von Herrn Prof. Dr. Wohnlich, Trogen, anschließend ein Referat von Frau Dr. Gsell-Trümpy über Wünsche der Frauen in bezug auf eine Revision der Bundesverfassung. Frl. Dr. Nägeli, Sekretärin der Bürgschaftsgenossenschaft Saffa, Zürich, hielt einen Vortrag über finanzielle Fragen, Frau Dr. Leuch, Lausanne, führte Interessentinnen der Frauenzentrale in einem Kurs über Vereinsleitung ein in technische Fragen der Vereinsarbeit.

Die Gemüseaktion hat durch Abgabe von Gemüseland an Bedürftige und durch Sammeln und Abgeben von Obst und Gemüse an kinderreiche Familien viel Gutes gewirkt.

Leider hat der Vorstand der Frauenzentrale im Berichtsjahr einen schweren Verlust erlitten im Hinschied von Frau Stucki-Holenstein. Neu in den Vorstand wurden gewählt: Frl. Kl. Leutenegger, Frau Dr. Schoch-Bodmer, Frau Dr. Rohner-Häne.

Ueber die weitere Tätigkeit der Frauenzentrale gaben einzelne Mitglieder in Sonderberichten Rechenschaft:

Die Leiterin des Zufluchtshauses, Frl. Daettwyler, schilderte den Um- und Einzug ihrer „Heimfamilie" in den gastlichen, zweckmäßigen Neubau an der Grüttlistraße 9, der im Berichtsjahr 88 Zöglingen eine richtige Heimstätte bot.

Frau Huber-Weigmann berichtete über die Tätigkeit der Kinokommission, die im vergangenen Jahr wiederum zahlreiche Filme in den verschiedenen Kinos der Stadt kontrolliert und vom Standpunkt des Jugendschutzes dazu Stellung genommen hat. Sie setzte sich intensiv ein für die Schaffung einer Filmkontrollstelle, wie sie in der kantonalen Lichtspielverordnung vorgeschrieben ist und half mit bei der Verfassung einer Eingabe an den Stadtrat. Ueber die Tätigkeit der Familienfürsorge referierte Frl. C. Fehrlin. Der Dienst der Fürsorge an diesen Familien und seine Wirksamkeit gestalten sich sehr verschieden, je nach der Ursache der Bedürftigkeit. In vielen Fällen bestand er lediglich im Mittragen der Last, hin und wieder im Erleichtern einer Not aus bescheidenen Mitteln. Sehr wertvoll und dankbar war die Arbeit der Fürsorgerin namentlich bei kinderreichen Müttern, die unter der großen Arbeitslast oft beinahe zusammenbrechen.

In den Hauswirtschaftskursen auf dem Hirschberg konnten wiederum 20 junge zukünftige Hausangestellte körperlich und beruflich ertüchtigen. Durch gemeinsame Arbeit unter der Leitung einer für diese Aufgabe ganz besonders geeigneten Lehrerin, durch Wanderungen im Alpsteingebiet und Abwechslung aller Art gestaltete sich das Beisammensein zu einem freudigen Erleben, das bei manchen nachhaltigen Eindruck hinterließ.

Nach Verlesen der verschiedenen Jahresrechnungen und Abnahme derselben wurde im Namen der Frauenzentrale der Präsidentin, Frau Mettler, für ihre große und uneigennützige Arbeit herzlich gedankt. D. H.

Schweizerischer Verband für Frauenstimmrecht

Vor kurzem hat der Zentralvorstand in Solothurn seine Sitzung abgehalten und die Vorbereitungen zur Abhaltung der Generalversammlung am 25. und 24. Mai in Montreux getroffen. Es wird schön sein, zur Zeit der Narzissenblüte in dieser so prachtvollen Gegend zusammenzukommen. Außer den gewöhnlichen Geschäften wird die heißumstrittene Frage der Bezahlung der Hausfrauenarbeit zur Sprache kommen, sowie andere Fragen politischer, wirtschaftlicher und feministischer Art, wie sie auf schweizerischem und auch auf internationalem Boden sich stellen. Das genaue Programm erfolgt später. Die seit Jahren gut eingeführten Ferienkurse des Verbandes haben immer im Sommer stattgefunden. Diesmal wird sich der Verband mit der Arbeitsgemeinschaft „Frau und Demokratie" zusammenfinden, um in der Woche vom 12.—17. Oktober einen Ferienkurs in Hitterfingen am Thunersee zu veranstalten.

Budgetfragen, sowie die Lage einzelner Sektionen, sodann die Stellungnahme zu etlichen Petitionen und Umfragen gaben im weiteren Anlaß zu Besprechungen.

Der Abend vereinigte die Vorstandsmitglieder mit der Sektion Solothurn und brachte allen Teilnehmenden gute Gelegenheit zum Meinungsaustausch. Fräulein Schtilowsky, Fürsprech in Bern, sprach von der Rolle der Frau im Vormundschaftswesen; Frau Vischer-Alioth, Basel, orientierte aus reicher Erfahrung über Propagandamethoden der Vereine. Fräulein Dr. Grütter empfahl den kommenden Ferienkurs und die Zentralpräsidentin Frau Dr. A. Leuch gab durch ihre Ausführungen über Aufgabe und Ziel der Frauenbewegung dem Abend den Höhepunkt und Abschluß. Die Frauen der Sektion Solothurn und ihre Präsidentin Frau Frey dürfen auf eine schöne Veranstaltung zurückblicken, deren Auswirkung im Sinne der Frauenbewegung auf lange hinaus recht spürbar sein möge.

Von Kursen und Tagungen

Was kommt:

Die „Schola cantorum Basiliensis (Seidenhof, Blumenrain 34, Basel) veranstaltet vom 13. bis 19 April in Sarnen eine

5. Woche alter Haus- und Kirchenmusik

unter Leitung von August Wenzinger und Walter Kägi (Bern). Das Programm umfaßt hauptsächlich deutsche Liedsätze des 16. Jahrhunderts, sowie Gesellschafts- und Kammermusik des 17. und 18. Jahrhunderts mit besonderer Berücksichtigung von Geigenduetten und -Sonaten.

Redaktion.
Allgemeiner Teil: Emmi Bloch, Zürich 2, Haumesserstraße 25, Telephon 50.635.
Feuilleton: Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142. Telephon 22.608.
Wochenchronik: Helene David, St. Gallen.
Manuskripte ohne ausreichendes Rückporto werden nicht zurückgesandt. Anfragen ohne solches nicht beantwortet.

Wurst- und Konservenfabrik
OTTO RUFF • ZÜRICH
Hauptgeschäft: Stampfenbachstr. 8-10
Telephon 41.603 und 27.090
empfiehlt sich höflich als Lieferant erstklassiger Fleisch- und Wurstwaren
ERSTKLASSIGES FLEISCH
Milder, gekochter Schinken
Mildrosa Beinschinken
la Ochsenzungen
Feinste Aufschnitt- und Wurstwaren
Prima Wurst- und Fleischkonserven
Delikateß-Dosensaftschinken
Prompter Versand überallhin
Vertreterbesuch oder Preislisten bereitwilligst

Was ist Qualität?
Qualität ist die Gesamtheit der kleinen Vorzüge, die sich erst beim Gebrauch einer Ware bemerkbar macht. Qualität hat die Eigenschaft, Qualität anzuziehen, wie der Magnet Metall anzieht.
Sehen Sie z. B. bei Merkur: Merkurkunden sind vor allem Hausfrauen, welche für Qualität Sinn und Verständnis haben. Sie gehen mit Vorliebe in den Merkur, weil sie die Qualität der Waren anzieht. Interessant ist auch die Feststellung, daß der Qualitätskunde, vor eine Warenauswahl gestellt, immer wieder unbewußt das Beste auswählt.
Merkur
TEE • KAFFEE • BISCUITS
513

Betriebsküchen, Kantinen, Wohlfahrtshäuser etc.
verwenden mit Vorliebe
die guten
Rebsamen-Teigwaren
Es wird nur Hartweizengrieß verarbeitet
A. Rebsamen & Co. A.-G., Richterswil
Gegründet 1850 P 178 Z

Vorbereitung auf allen Schulstufen bis Maturität und Handelsdiplom im Knaben-
„Institut auf dem Rosenberg" St. Gallen
(vormals: Institut Dr. Schmidt)
Ziel: Erziehung lebenstüchtiger Charaktere.
Methode: Größtmögliche Individualisierung.
Für Jüngere: Spezielles Schulheim.
Einziges Institut mit staatlichen Sprachkursen.
1935: Alle Maturanden u. Diplomanden erfolg reich.
Prospekte d. d. Direktion: Dr. Lusser u. Dr. Gademann.
P 631 G

KÜHLSCHRÄNKE
FRIGOMATIC
AUTOFRIGOR AG
ZÜRICH TEL. 58.660
HARDTURMSTRASSE 20
AUSST. PELIKANSTRASSE 3
P 214 Z

Gänssler Zürich
Hohlstraße 48 — Telephon 53.796
Spezialität: Fische, Wild, Geflügel, Wurstwaren, Conserven
168
Lieferant der ersten Hotels, Restaurants, Anstalten etc. der Schweiz

Wenn Sie andern mit Ihrem Auto Schaden zufügen,
tritt Ihre Auto-Haftpflicht-Versicherung dafür ein. Gegen die Folgen von Unfällen, die Ihnen selbst zustoßen können, schützen Sie sich am besten durch eine angemessene Unfall-Versicherung bei der „Zürich".
Schreiben Sie uns einfach eine Postkarte. Wir beraten Sie gerne kostenlos und ohne dass Sie durch eine solche Besprechung verpflichtet wären. Die „Zürich"-Unfallschliesst auch Haftpflicht-, Automobil- und Einbruch-Diebstahl-Versicherungen ab.
„ZÜRICH" Allgem. UNFALL- und Haftpflicht-Versicherungs-Aktiengesellschaft
Generaldirektion in ZÜRICH Mythenquai 2
Die Direktion und ihre Vertretungen sind gerne bereit, Ihnen jede gewünschte Auskunft zu geben

Für das Festessen empfehlen wir
mildgesalzene, frische und geräucherte
OCHSENZUNGEN
küchenfertig zugeschnitten, ohne Schlund
Als hervorragende Spezialität
ZUNGEN IN DOSEN
aus der Dose heraus sofort tischfertig zum kalt oder warm essen 69-7
la BÜNDNER-GITZI
ff. Fleisch-, Wurst- und Charcuteriewaren
Als Beilage aus unserer Traiteurabteilung:
Milken- und Fleischpastetchen, garnierte Platten gefüllte Gallerten
BELL

Inserate für offene Stellen u. für Stellensuchende haben guten Erfolg im Schweizer Frauenblatt

Runzeln
Falten verschwinden fast über Nacht mit der Runzelcrème „La Jeunesse". Erfolg sofort ersichtlich, prima Anerkennung. Diskr. Nachnahmeversand à Fr. 6.50. La Jeunesse, Abtlg. G, Neugasse 250, Zürich.
Z 45

Berücksichtigt die Inserenten dieses Blattes

8500 Büchsen mehr in den 4 letzten Jahren! Das ist der beste Beweis der erzielten Resultate mit P 5-4 L
Phosfarine Pestalozzi
das ideale Nährmittel der Kleinen im Säuglingsheimen, Spitälern, Sanatorien. Erleichtert die Knochenbildung. Stärkend. Frühstück für Wöchnerinnen und solche, die schwer verdauen. Die große 500 Gramm-Büchse überall Fr 2.25.

„Comme chez nous"
Foyer für junge Mädchen. Unweit Schulen und Zentrum. - Komfort Garten. - Mässige Bedingungen.
Frl. de Rougemont, Lausanne
Chemin Trabandan 7, Tel. 22.544
B 74